

Waldemar Wolf

Thüngersheimer
G'schichtle
Band 3

Edition Wendepunkt

Morgenschreck am Weißen Sonntag

Seit Wochen schon war in meinem Elternhaus eine gewisse Unruhe und Hektik zu spüren. Man merkte, dass ein großes Ereignis bevorstand. Meine kleinere Schwester sollte nämlich zur ersten Heiligen Kommunion gehen. Da gab es natürlich viel zu organisieren und zu erledigen. Zunächst einmal das Kommunionkleid, denn dieses Schmuckstück ist für kleine Mädchen ja besonders wichtig. Damals war die Beschaffung eines solchen Luxusartikels jedoch äußerst schwer. Aber unsere Mutter, im Verbund mit der treuen Hermine, die ja Schneiderin war, schaffte diese Hürde souverän.

Vater trug natürlich auch zum Gelingen des Festes bei. So hatte er in weiser Voraussicht ein Fässchen mit einem besonderen Tropfen bereit liegen, der angemessen war und die Bedeutung des Tages hervor hob. Außerdem sorgte er dafür, dass zeitgerecht ein Schwein geschlachtet wurde, um die Gäste standesgemäß bewirten zu können.

Meine Schwester ging nun schon seit Monaten treu und brav in den Kommunionunterricht und wartete sehnsüchtig auf ihren Ehrentag. Als dieser Tag näher rückte, wurde die gute Stube ausgeräumt und mit Tischen und Stühlen bestückt. Mutter war natürlich nicht untätig und buk Kuchen, was das Zeug hielt. Nun standen diese Köstlichkeiten einträchtig nebeneinander in der Vorratskammer. Man durfte sie zwar bewundern und einmal daran schnuppern, probieren war jedoch strengstens verboten. Der Käsekuchen stand neben dem Gesundheitskuchen und der Mandelkranz neben dem Streuselkuchen, und der sollte letztendlich zum Problem werden.

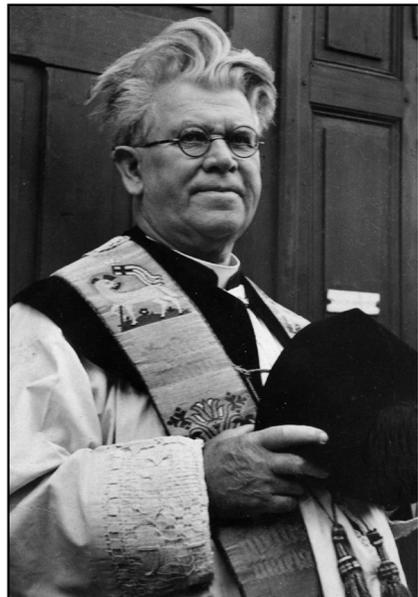
Der große Tag brach an. Meine Eltern waren schon frühzeitig aus den Federn, denn es gab ja viel zu tun. Vater musste als Musikant schon um 5.00 Uhr auf den Kirchturm den Morgengruß blasen, die Haustiere mussten gefüttert werden, und um 9.00 Uhr warteten schon die Kommunionkinder in der alten Schule darauf, dass sie mit Musik zur Kirche geleitet würden. Stress pur also. Zunächst sollte aber kurz gefrühstückt werden. Mein Schwesterchen durfte sich jedoch daran nicht beteiligen, denn es war damals streng verboten, vor den Empfang der heiligen Hostie etwas zu essen oder zu trinken. Man musste absolut nüchtern sein und nahm dies sehr, sehr ernst.

Meine Mutter ging also in den Vorratsraum, um einen Kuchen anzuschneiden. Plötzlich hörten wir einen spitzen Schrei, Mutter erschien,

schaute uns eindringlich an und rief: „Wer hat die Streusel vom Kuchen gegessen?“

Wir waren eingeschüchtert und wiesen jede Schuld von uns. Meine Schwester aber bekam einen roten Kopf und nun konzentrierten sich meine Eltern einzig auf sie. Schuldbewusst gab sie kleinlaut zu, dass sie einmal von den Streuseln genascht habe. Jetzt war guter Rat teuer. Für meine Eltern schien eine Welt zusammen zu brechen. Was sollten sie nur tun? Das ganze Fest schien in Gefahr - und diese Schande! Zunächst versuchte mein Vater, die genossenen Streusel auf seine Weise mit einem Löffel zu entfernen. Dazu fehlten ihm aber offensichtlich die erforderlichen Kenntnisse. Deshalb schwang er sich schnell aufs Fahrrad, fuhr zum Pfarrhaus und konsultierte den Geistlichen Rat, Herrn Lauer. Dieser war ein sehr strenger Hirte seiner Schafe. Überraschenderweise ließ er hier jedoch Milde walten und erlaubte, dass meine Schwester zu ihrer ersten Heiligen Kommunion gehen durfte, obwohl sie nicht mehr nüchtern war. Aber es gab da verschiedene Auflagen.

Es wurde trotz allem noch ein schöner Tag, und nach der kirchlichen Zeremonie zog sich beim Mittagmahl der Streuselgenuss wie ein roter Faden durch die Unterhaltung und sorgte so für viel Heiterkeit.



Pfarrer Lauer war ein strenger Hirte seiner Herde

Thüngerheimer Sternstunden

Geschichten um das ehemalige Gasthaus zum Stern

Das Gasthaus zum Stern wurde einst vom Gastwirthehepaar Georg (Schorsch) und Anna Christ betrieben. Kein Thüngerheimer Bürger hätte je gesagt, er geht zum Stern, sondern stets hieß es, wir gehen zum Christa Schorsch. Und später, als dieser verstorben war und seine Frau die Gastwirtschaft weiterführte, ging man eben zur Christa Anna. Das war so Usus!

Am Anfang meiner Erinnerungen an den Stern steht die rote, aus fränkischem Buntsandstein erbaute Treppe, die zum Metzgerladen führte, denn neben der Gastwirtschaft betrieb die Familie Christ auch eine Metzgerei. Es war ein kleiner Laden und ebenso klein war auch das Angebot an Wurst- und Fleischwaren. Man war halt damals noch bescheiden. Da gab es die weiße und die rote Wurst, Leberwurst, Fleischwurst und Krakauer. Natürlich konnte man auch Mettwurst kaufen - und das war es dann auch schon.

Ja, die Treppe hatte es uns Kindern angetan. So oft wir konnten, trafen wir uns dort und spielten harmlose und lustige Spiele. Anna ließ uns gewähren und jagte uns niemals von der Treppe, obwohl wir uns gelegentlich dort ganz schön breit machten. Die Christa Anna war halt eine gute Frau und hatte viel Verständnis für uns Kinder. Unter den Treppenstufen verlief ein Hohlraum, in dem so manches Mal eine Maus oder gar eine Ratte Schutz gesucht hat, wenn sie von uns gehetzt wurde. Hin und wieder holten wir auch ein Kätzchen unter den Treppenstufen hervor.

In bleibender Erinnerung sind mir auch die lauen Sommerabende gemeinsam mit meinen Eltern und den Nachbarn geblieben. Nach der Arbeit traf man sich gelegentlich auf dieser Treppe und tauschte Dorfneuigkeiten aus. Dabei wurde das eine oder andere „Seidle“ Leuere (Hausstrunk) oder auch ein Apfelwein getrunken. Wenn die Stimmung gut war und das Glas einige Male rundum gegangen war, ging Onkel Josef manchmal ins Haus und holte seine Gitarre. Ich sehe heute noch, als sei es erst gestern gewesen, seinen durch harte Arbeit etwas gebeugten Gang vor mir. Sein Entschluss war das Signal für meine liebe Mutter. Sie holte ebenfalls ihre Gitarre und dann wurde gesungen. Es waren stets heimatverbundene Weisen, ganz im Geist dieser Leute und ihrer tiefen Frömmigkeit.

Diese Melodien begleiteten mich ein ganzes Leben lang. Ich summe sie heute noch gelegentlich. Ein Lied ist mir besonders in Erinnerung geblieben, da es in der Zeit des Zweiten Weltkrieges eine tiefe Bedeutung hatte. Es lautet:

Leise klingt das Abendglöcklein,
die Natur gibt sich zur Ruh,
Vöglein singen Schlummerlieder,
Sonne sinkt dem Westen zu.

Drinnen in dem Lazarette,
ist noch eine Nonne wach,
betet für den armen Kranken,
der die Worte sterbend sprach.

Grüßt mir meine liebe Mutter,
sagt, ihr Sohn sein schwer verwund,
eine Kugel hat ihn getroffen,
in der allerletzten Stund.

Leise klopft es an der Pforte,
ein altes Mütterlein tritt ein,
liegt hier nicht mein Sohn verwundet,
möchte gern ihm Pfleg`rin sein.

Und die Mutter tritt ans Bette,
hebt das Leichentuch herab,
einen Schrei, dann sinkt sie nieder,
und man grub für zwei ein Grab.

Das Lied passte genau in die damalige Zeit. Der unselige Krieg ließ die Menschen in ihrem Leid näher zusammenrücken und man war dankbar für diese gemeinsamen Stunden.

Die Christa Anna war eine seelengute Frau und trug ihr schweres Schicksal ruhig und mit Würde. Dabei hätte sie allen Grund gehabt, zu jammern, denn ihr jüngster Sohn, der Ernst, ist als erster Thüngersheimer Bürger 1939 an der Front gefallen. Ich erinnere mich noch gut an seine

Beerdigung, auch wenn ich noch ein kleiner Junge war. Sein Leichnam wurde in einem Zinksarg ins Elternhaus gebracht und unter militärischen Ehren und demagogischen Grabreden der damaligen Herrscher beigesetzt. Eine Salve aus den Gewehren seiner Kameraden ertönte, als man ihn in die heimatliche Erde senkte. Der Anna wurde aber auch gar nichts geschenkt, denn in diesem Krieg verlor sie auch noch ihren Sohn Hugo und ihren Schwiegersohn Karl Lutz. Es waren schwere Zeiten für die Wirtin, aber sie hat sie überstanden und dabei menschliche Größe gezeigt.

Mittlerweile sind nahezu sieben Jahrzehnte vergangen, und vieles, ja sehr vieles hat sich geändert. Die Sandsteintreppe ist längst abgerissen, denn sie stand dem immer stärker werdenden Verkehr im Wege. Solch alte Relikte mussten verschwinden. Man passte sich eben der neuen Zeit an.

Die Gaststube hatte ihr eigenes Flair, so, wie es damals in den Fränkischen Gasthäusern üblich war. Der Fußboden war aus derben Holzdielen und wurde wöchentlich geölt. Dadurch dunkel geworden strömte er einen ihm eigenen Geruch aus. Die Wände waren mit dunklem Holz vertäfelt, das Mobiliar im gleichen Farbton. Die kleinen, bleiverglasten Fenster ließen nur wenig Licht ins Innere dringen. So herrschte in der Gaststube stets eine etwas schummrige Beleuchtung. Hinzu gesellte sich der schale Geruch aus Tropfbier und der kalte Tabakrauch. Gelegentlich „menschelte“ es auch ein wenig. Typischer Geruch einer echt Fränkischen Wirtschaft der damaligen Zeit.

Ich hatte zu diesem Gasthaus eine besondere Beziehung, lebte ich doch über zwei Jahrzehnte in meinem Elternhaus und das stand gerade gegenüber. Ein etwas angerosteter Stern an einem Ausleger kündete von der Gastlichkeit der Wirtschaft. Auf einem Emailschild prangte ein Zecher, der mit einem weißen Hemd, einer roten Weste und einer schwarzen Melone bekleidet, ein überschäumendes Glas Bier in seinen Händen hielt. Schräg über dem Schild verkündete ein Schriftzug, dass hier die Frankenbräu Karlstadt das Bier lieferte. Gleichzeitig standen noch die Namen der beiden Siligmüller Brüder darauf.

Bier wurde damals ausschließlich durch Pferdefuhrwerke geliefert. Zwei schwere Kaltblütler zogen den Wagen. Die Bierkutscher trugen blau-schwarz gestreifte Blusen, Lederschürzen, Lederhandschuhe und einen Lederbesatz auf den Schultern, damit sie die Eisblöcke beziehungsweise

Eisstangen besser transportieren konnten. Das Bier war in großen Eichenfässern abgefüllt, das Flaschenbier in Flaschen mit Bügelverschluss. Diese Flaschen standen in Holzkästen.

Zum Kühlen der Getränke brauchte man Eis, das im Winter aus den Altwässern des Maines oder aus einem Weiher gebrochen wurde. Alsdann wanderte es in den Eiskeller und wurde bei Bedarf durch die Brauerei an die Gastwirtschaften ausgeliefert. Später wurde das Eis in Metallbehältern gefroren. Dies war dann das Stangen-Eis.

Da fällt mir eine Begebenheit aus dieser Zeit ein. Wieder einmal war ich an einer bösen Mandelentzündung erkrankt und konnte kaum schlucken. Ich musste das Bett hüten und ließ mich bemitleiden, denn das tat auch einmal gut. Die Schwarzen Ordensschwwestern, die für die Krankenpflege zuständig waren, empfahlen, mit einer lila gefärbten Flüssigkeit zu gurgeln. Sie schmeckte fürchterlich und half so gut wie nicht. Dann holte man den guten Onkel Doktor Beck. Der Mediziner, groß gewachsen und mit buschigen Augenbrauen, aber stets freundlich und liebevoll, meinte, meine Mutter sollte mir Eis zum Lutschen geben, das würde die Schwellung zurück drängen. Ach, freute ich mich auf dieses Eis, denn ich glaubte, meine Mutter würde zur Rots Anna gehen, die in der Nachbarschaft eine Bäckerei betrieb, und mir eine Tüte Speiseeis holen. Aber Pfeifendeckel, Mutter ging zur Christa Anna und holte das billige, geschmacklose Stangen-Eis aus der Bierkühlung. Ich war bitter enttäuscht, gehorchte aber und lutschte treu und brav diese frostige Produktfälschung. Geschmeckt hat es nicht, aber bald verspürte ich Besserung und konnte wieder einigermaßen schlucken.

In den fränkisch gemütlichen Räumen des Stern habe ich auch meine erste Zigarette öffentlich geraucht. Das war ein Moment! Stolz war ich und fühlte mich endlich als Mann. Welch ein Irrtum!

1947 wurden wir, der Jahrgang 1930/31 aus der Thüngersheimer Berufsschule entlassen. Damals war es nicht üblich, eine Schulentlassfeier zu veranstalten. Wir aber ließen es uns nicht nehmen und bereiteten eine solche Feier mit großem Eifer vor. Das erforderte nicht nur allerhand Organisation, sondern auch Hilfe von Bekannten und Verwandten. Zunächst stellte uns die Christa Anna ihre Gastwirtschaft zur Verfügung, obwohl sie von vorneherein wusste, dass sie mit uns kein Geschäft machen konnte. Aber so war sie halt, die gute alte Christa Anna! Mein lieber Opa Adam spendete einen Eimer Johannisbeerwein und einen Eimer Apfelwein. Damit war für den Durst schon einiges

vorhanden. Das eine oder andere Dünnbier konnten wir uns von unserem kleinen Mein lieber Opa Adam spendete einen Eimer Johannisbeerwein und einen Eimer Salär von der Anna dazu kaufen. Für das Essen sorgte der Vater eines Mitschülers, der Gottfried Gerhard, besser bekannt unter seinen Spitznamen „Tied“. Er war Fischermeister und lieferte uns eine größere Menge Mainfische, natürlich kostenfrei, versteht sich! Nun stellte sich das Problem, wer bäckt die Fische, und woher bekommen wir bitte schön den Salat dazu. Doch auch das war recht einfach zu bewältigen. Meine liebe Mutter und die Hermine, die damals bei uns zur Miete wohnte, nahmen sich Zeit und servierten die herrlich gebratenen Fische auf den Tischen des Sternwirts. Kräftig langten wir zu und bald war keine Gräte mehr auf den Tellern zu finden.

Nun begann der „Tied“ mit seiner Kapelle zu musizieren und uns junge Leute riss es von den Bänken. Mit viel Gefühl schwofen wir zu den Klängen der improvisierten Kapelle durch die Gaststube. Unser ehemaliger Lehrer Imhof und Kaplan Seufert waren sozusagen die Anstands-Wauwau! Gelegentlich hörte ich Herrn Kaplan Seufert rufen: „Waldemar, gerade halten!“ Offensichtlich zog es mich stark zu meiner jeweiligen Tanzpartnerin hin. Ja, schön war’s damals.

Als wir den Stern verließen, war der Abend noch lange nicht gelaufen. Mit einigen Handfesten des „Harten Kerns“ zogen wir zum Dorf hinaus zu den „Billele“ und warteten dort unter allerhand Späßen den heraufdämmernden Morgen ab.

Mein letzter Besuch im Stern war am 1. Mai 1952. Am Morgen dieses Tages traf ich mich dort um mich von meinen Freunden und einigen Bekannten zu verabschieden. Bei einem Glas Wein nahm ich Abschied von einer schönen und unbekümmerten Zeit und von meinen Freunden. Am 2. Mai 1952 trat ich dann meinen Dienst bei der Bundeszollverwaltung an der ehemaligen Zonengrenze in der Rhön an.

Geschichten um den Main

„Maa“ nennen ihn die Oberfranken im Bamberger Land, für uns in Unterfranken im Würzburger Raum ist es der „Mee“ und die Aschaffenburgern lieben ihren „Mää“. So unterschiedlich auch die Namen sind, alle, wie immer sie auch unseren stolzen Fluss nennen, lieben ihn und fühlen sich an seinen Gestaden wohl und zu Hause.

Erinnerungen an vergangene Zeiten

Als ich noch ein kleiner Junge war, erzählte mir mein Großvater, der Schusters Adel, wie ihn die Thüingersheimer nannten, dass früher die Schiffer ihre Frachtkähne von Pferden stromaufwärts ziehen ließen. Am Abend ankerten die Schiffe dann am Ufer des Maines und die Schiffer mit ihren Zugpferden nächtigten in einer Herberge in der Nähe des Flusses. Aus diesen Herbergen seien dann die Gasthäuser mit dem Namen „Zum Anker“ entstanden.

Nun, diese Zeit habe ich nicht miterlebt, wohl aber die Zeit der „Meekuh“. Das war ein großer Schleppkahn, der sich an einer in der Mitte des Flusses verlegten Kette vorwärts arbeitete. Die Kette lief dabei durch den Schiffsrumpf. Die Meekuh hatte in der Regel etliche Frachtkähne unterschiedlicher Größe und Bauart im Schlepptau, so dass gelegentlich ein abenteuerlicher Schiffsverband entstand. Es war immer eine Besonderheit, wenn der dumpfe Ruf der „Meekuh“ erklang, gleichsam so, als würde eine Kuh heftig muhen. Der Ton wurde durch eine Dampflocke erzeugt und ertönte vor allem an unübersichtlichen Stellen. Dann aber machten der „Meekuh“ die häufiger werdenden Staustufen große Schwierigkeiten und so wurde sie 1937 außer Dienst gestellt und 1938 entfernte man die Kette aus dem Main. Heute liegt die „Meekuh“ in Aschaffenburg vor Anker und dient der Gastronomie als Lokal. Bleibt nur zu hoffen, dass sie noch lange als Andenken einer romantischen Zeit erhalten bleibt.

Um diese Zeit begann auch in Thüingersheim der Mainausbau. Schiffe mit schwerem Gerät und Bagger arbeiteten lange Zeit in der Nähe des Thüingersheimer Schwimmbades und bald türmte sich ein großer Berg Felsgestein am Mainufer auf. Wir nannten ihn den „Steehaufe“ (Steinhaufen). Er war damals Anziehungspunkt für jung und alt und für uns Kinder und Jugendliche ein idealer Spielplatz

Die Zeit der Flößer

Damals befuhren auch oft die Flößer aus dem Frankenwald unseren Main. Sie stellten ihre Flöße auf der Rodach zusammen und beförderten so das Holz weitab entlang des Maines. Für sie war es kein reines Vergnügen, ihre Fracht zum Zielort zu bringen, nein, es war harte und entbehrungsreiche Arbeit, für uns Kinder aber immer etwas Besonderes, und wir schauten ihnen lange sehnsüchtig nach.

Gemütliche Mainschiffahrt

Die Zeit blieb nicht stehen und bald zogen kleine Dampfer die Frachtkähne. Wenn die Kähne beladen waren, steckten sie oft tief im Wasser und das nutzten wir Kinder natürlich aus. Die Schiffe fuhren den Umständen entsprechend sehr langsam und boten uns so die Chance, auf das Schiff zu steigen. Wir fuhren bis zur Staustufe Erlabrunn mit und ließen uns dann von der Strömung zurück nach Thüngersheim treiben. Ach, war das eine herrliche Zeit. Manche Schiffsführer ließen uns jedoch nicht mitfahren und scheuchten uns von den Schiffen. Andere wiederum strichen die Bordwände mit einer klebrigen, übel riechenden Farbe an und wir beschmutzten uns enorm, wenn wir aufsteigen wollten.

Treffpunkt für verliebte Paare

Bei den verliebten jungen Leuten war der Main sehr geschätzt wegen seiner Verschwiegenheit. Die Weidenbüsche und Schwarzerlen an den Ufern bildeten eine herrliche Kulisse dazu. Dichte Schilfgürtel schirmten von der Wasserseite aus ab und ein richtig grünes Paradies tat sich an den Ufern auf. Oftmals wurde der Pfad zwischen dem Wasser und den Büschen recht eng, und dieser Umstand kam den Liebenden auch entgegen.

Kinderstreiche

Natürlich waren wir auch kreativ. Wir schnitten große Schilfbündel, banden sie zusammen und nutzten sie als Boot, „Schlotabötla“, nannten wir sie. Damit ruderten wir über den Main und vergnügten uns sehr dabei. Wenn die Kirschen reif waren, besuchten wir bei dieser Gelegenheit auch die Anlagen der Erlabrunner Obstbauern und schlugen uns den Bauch mit den zuckersüßen Früchten voll. Aber wehe, wenn uns die Bauern erwischten, dann mussten wir Fersengeld geben und waren erst in Sicherheit, wenn wir das Wasser erreicht hatten.

Schwarzfischer

Im Mai und Juni zog uns der Main aus anderen Gründen an. Dann laichten die damals noch häufig vorkommenden Weisfische am Ufer des Flusses. Das Wasser kochte regelrecht und die silbrigen Leiber der Fische drängten ungestüm zu den angestammten Plätzen.

Nun war unsere Zeit gekommen. Wir schnitten lange Weidenruten zurecht, entfernten die Blätter, fingen die in Hochzeitsstimmung befindlichen Fische und spießten sie an den Ruten auf. Bald hatten wir die Ruten voll und Mutter freute sich über die Beute, denn sie versprach ein leckeres und billiges Mittagessen.

Die Fischer beobachteten unser Treiben mit gemischten Gefühlen, griffen aber nicht ein, denn es gab damals ja genug von diesen Fischen. Böse wurden sie allerdings, wenn wir uns an den ausgelegten Reusen vergriffen. Dann konnten sie schon einmal sauer werden, doch das war ja auch verständlich.

Damals gab es noch einige Berufsfischer in Thüngersheim, die ihre Familien von dem ernähren konnten, was sie aus dem Main fingen. Diese Fischer gingen hauptsächlich aus den Familien Kümmeth und Gerhard hervor. Welchem alten Thüngersheimer wäre zum Beispiel nicht der Name Gottfried Gerhard oder Kümmeth Hans bekannt? Das waren alteingesessene Fischer und echte Thüngersheimer Originale.

Natürlich betätigten wir Kinder uns manchmal als Schwarzangler. Aber unsere Ausrüstung war zu primitiv, als dass sie uns großen Erfolg gebracht

hätte. Immerhin hatten wir damit unseren Jagdtrieb gestillt. Die Ausrüstung bestand aus einem Haselnussstecken und einer Schnur aus Bindfaden. Als Schwimmer diente ein Weinkorken und als Angelhaken eine Nähnadel, die wir unserer Mutter heimlich stibitzt und entsprechend gebogen hatten. „Petri Heil“.



*Herrliche und ruhige Stunden beim
Angeln, das ist Erholung pur.*